

Zur Betrachtung von Gedichten

Autor(en): **Steiner, Herbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **13.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lebenslang im Leibe? Oder waren es nicht vielleicht eben — meisterliche Epiker? Mit Pestalozzi zwar wurde die Schweiz „auf Jahrzehnte die Schule des deutschen Schulmeisters“, aber das ist Geist, der durch denselben Wirklichkeitssinn temperiert und ins Praktische geleitet wird wie bei Paracelsus und Haller. Auch an unsere Begabung zu lyrischer Kunstwirkung werden Zweifel gesetzt, und was bleibt übrig, da wir Armen schuldlos kein Drama haben? Der epische Geist. Jawohl, *der* ist unser. Er heftet sich nachgerade an unsere Sohlen. Indessen sind Keller und Meyer nicht vergeblich einige Meistergedichte gelungen, es ist das kein Zufall, denn es wächst eine junge Generation, deren Weltbild einzig in lyrischen Rhythmen prägbar wurde. Der epische Geist schläft nicht, aber es erwachen — lasst es uns hoffen — noch andere Geister, und es ist eine Lust, zu lesen.

ZÜRICH

MAX RYCHNER



ZUR BETRACHTUNG VON GEDICHTEN

Es gibt in aller großen Poesie Verse, die — ohne der philosophischen Poesie anzugehören — den Gehalt einer Kultur integrieren, ihre seelischen Voraussetzungen, das was ihre Atmosphäre ist, erhellen und so in sich symbolisch sind. In der Rede Fausts an Helena nach der Verteilung des Peloponnes, in jener Rede, die mit großem Zug ein heroisch-idyllisches Arkadien schildert und die auch in Goethes Dichtung einsam steht, nach einem Jahrhundert unangerührt in ihrer Schönheit — in ihr stehen die Verse:

So war Apoll den Hirten zugestaltet,
Dass ihm der schönsten einer glich.
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.

Sie (und schon dieses „zugestaltet“ allein) setzen Goethes ganzes Weltgefühl voraus, sie enthalten das milde Ineinander-Übergehen von Individuation in Individuation, was er das Organische nannte und was ihm alles beherrschte. Nie hätte Dante, seine Welten durch Abgründe gegeneinander abgrenzend, so sagen können.

In der gleichen Rede sagt Faust zu Helena:

Gelockt, *auf sel'gem Grund zu wohnen*,
Du flüchtetest ins heiterste Geschick.

Und hier ist die abendländische Auffassung der Kunst als einer metaphysischen Spiegelung, als eines Bezirks gereinigten, ewigen Daseins, als eines Reichs der Ideen ausgesprochen, die, zutiefst mit unseren religiösen Grundanschauungen verwurzelt, einer anderen Kultur fremd, undenkbar wäre.



Das 19. Jahrhundert hat in seiner Dichtung die Gestalt des Seefahrers und Entdeckers ins Geistige gewendet, er ist ihr zum Gleichnis geworden. Es klingt am Anfang des Jahrhunderts an in den kühnen Versen Coleridges vom „Einbrechen in das schweigende Meer, das nie ein Kiel befuhr“ (We were the first that ever burst Into that silent sea); zwei späte und einsame Dichter, Nietzsche und Mallarmé, haben ihm höchsten Ausdruck gegeben.

NACH NEUEN MEEREN

Dorthin — *will* ich: Und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, ins Blaue
Treibt mein Genuesser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit — :
Nur *dein* Auge — ungeheuer
Blickt mich's an, Unendlichkeit!

Au seul souci de voyager
Outre une Inde splendide et trouble
— Ce salut soit le messenger
Du temps, cap que ta poupe double

Comme sur quelque vergue bas
Plongeante avec la caravelle
Écumait toujours en ébats
Un oiseau d'annonce nouvelle

Qui criait monotonement
Sans que la barre ne varie
Un inutile gisement
Nuit, désespoir et pierreries
De son chant réflété jusqu'au
Sourire du pâle Vasco.¹⁾

Das Kolumbusgedicht Nietzsches, von dem wir Vorformen besitzen, kehrt erhöht wieder in der Strophe des Zarathustraliedes:

Wenn ich dem Meere hold bin und Allem, was Meeresart ist, und am holdesten noch,
wenn es mir zornig widerspricht:

wenn jene suchende Lust in mir ist, die nach Unentdecktem die Segel treibt, wenn
eine Seefahrer-Lust in meiner Lust ist:

wenn je mein Frohlocken rief: „die Küste schwand — nun fiel mir die letzte Kette ab —
— das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan!
wohlauf! altes Herz!“ —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen
Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft? ...

Und verwandelt, fast übersteigert, tönt es noch aus den Dionysos-Dithyramben:

Verschlagne Schiffer! Trümmer alter Sterne!
Ihr Meere der Zukunft! Unausgeforschte Himmel!
Nach allem Einsamen werfe ich jetzt die Angel!

(Wir gehen hier den Weg seiner Dichtung überhaupt, vom antithetischen Epigramm zur großen Prägung, darüber hinaus zu einem flackernden Stil.)

Für ihn war hier das Gleichnis seiner rastlosen Sehnsucht, für die Flug und immer neuer Horizont über jedes Ziel gingen.

¹⁾ Dir, einzige Leidenschaft, vorwärts zu segeln, weit über ein gleißendes, traumwirres Indien hinaus, sei dieser Gruß ein Bote der Zeit, des Vorgebirgs, das dein Bug umschifft — wie auf der Raa, die mit dem Schiffe tiefer in die Fluten tauchte, ein Vogel — neuer Botschaft Künder —, sich unablässig tummelnd, schäumte und immer, immer gleichen Rufes — indes das Steuer nicht abließ von der vergeblich eingehaltenen Richte — von Nacht, Verzweiflung und Gesteinen schrillte in seinem Sang, der widerstrahlte bis aus des bleichen Vasco Lächeln.

Mallarmé, der für zwei Generationen Frankreichs die Gestalt des Dichters am reinsten darstellte, der die Strahlen in den Kristall des Werkes band, um so die Vergänglichkeit zu besiegen, der „die Einsamkeit, die Klippe, den Stern“ begrüßt hatte, hat hier das Geheimnis des eigenen Daseins angedeutet.

Für beide war das Gleichnis Gefäß ihrer Einsamkeit und metaphysischen Entdeckerlust, ihrer Fahrt „ins Unbetretene“, ihrer recherche de l'absolu und der des Jahrhunderts — sein Nihilismus, die in ihm herrschende Trennung des Geistigen vom Ganzen des Lebens, die gesteigerten Forderungen seiner Geister an sich selbst in ihm gestaltet und erkannt.

Dies war möglich, da Wanderung, Reise, Fahrt, sinnlich und seelisch gefasst, zu den Urmetaphern aller Dichtung gehören. Aber eine Metapher wie die unsere wird im Busen von Geschlechtern getragen, ehe sie im Worte ruhen darf. Wir sehen sie, Schaumkronen gleich, lange und fernher aufleuchten, spielen, versinken, wiederauftauchen, bis sie vollkommenen Ausdruck findet, „selig in sich selbst“, wie jene Goetheschen Verse es sind und diese neueren. Wie dürfte das Höchste und Einsamste anders als im reinsten Körper wohnen?

Hier fassen wir ein Stück vom Mythos unserer Zeit, um den sie ringt, da ihre Bindungen gelöst sind. Aus solchem setzt er sich zusammen. Hier haben wir einen Widerschein unsrer selbst und, mehr, Ahnung dessen, was weit über uns hinausgeht.

Aber wir halten mit Scheu inne, wissend, dass wir an Geheimnisse rühren.

ZÜRICH

HERBERT STEINER



JOHN KNITTEL

In einer im allgemeinen günstig gehaltenen Rezension der deutschen Übertragung des *Aaron West* von John Knittel hält sich der Kritiker darüber auf, dass der junge Basler Autor sich des Englischen bedient. Dadurch aber reiht er sich der ansehnlichen Zahl derjenigen Schweizer an, die in der englischen Literatur nicht unbekannt sind, wie z. B. Reyner Wolf, Bullinger, Nicholas Fatio, Joh. Kaspar Scheuchzer, Jos. Planta, Mallet du Pan, Delolme, d'Ivernois, Heidegger, J. A. de Luc, P. H. Mallet, Jean G. La Fléchère, Pierre Clément, Sismondi, F. Martin, P. M. Roget, Merle d'Aubigné, L. Burckhardt, J. H. Fuessli, Jeanne Marcet, usw.

Auf meine Frage, warum er englisch schreibe, antwortete Herr Knittel: „Ich weiß es nicht.“ Aber der Grund liegt auf der Hand. Herr Knittel ist ein in Indien geborener Schweizer, und nachdem er die schweizerischen Schulen besucht hatte, ließ er sich mit achtzehn Jahren in England nieder, obwohl er auch viel Zeit in der Schweiz zubringt. Denn er fühlt sich als Schweizer und will nicht als Ausländer betrachtet sein. Er hat sich von jeher mit dem eingehenden Studium der englischen Literatur befasst, studiert jedoch auch eifrig deutsche Kunst und Literatur.

In einem Brief an den Schreiber dieser Zeilen stellt Herr Knittel bescheiden in Abrede, Anspruch auf eine „wichtige Persönlichkeit“ zu machen, eine Sache, die man ruhig dem Urteil seiner Leser überlassen darf. Wenn auch *Aaron West* noch kein geniales Werk ist, so ist es doch eine spannende Erzählung und weitaus besser — literarisch betrachtet — als die meisten Romane, die in London und New York von Millionen von Lesern verschlungen werden. Eine Schwalbe macht bekanntlich nicht den Sommer, und man kann